

Fenilleton.

Ofner und Pesther Patrizierhäuser.

Von Paul Nádai.

Jetzt beginnt man wieder, sich mit ihnen zu beschäftigen und ihre verfallende Schönheit findet wieder stille Bewunderer. Die romantisch-rührsame Gefühlrichtung, die im allgemeinen in der Schwärmerei für Antiquitäten und im bewundernden Kultus alter Stilarten zum Ausdruck gelangt, lenkt die Aufmerksamkeit auf die Wohnhäuser, die sich hier noch erhalten haben. Doch wirken vielleicht auch andere Umstände mit. Es ist die erwachende Liebe zur Scholle, die zur Wertschätzung der eigenen Güter, des Bodens, auf dem sich unsere Wohnstätten erheben, zur Ehrerbietung gegen die alten Städtebauer verpflichtet. Das Emporkommen dieses Vergangenheitskultus mag auch der Umstand unterstützt haben, daß wir so lange und so gern in die den Zauber des Altertümlichen bewahrenden Städte des Auslandes: nach Nürnberg, Rothenburg, Brügge und Graz pilgerten, bis wir entdeckten, daß auch unsere in amerikanischem Stil sich entwickelnde Metropole archaische Inseln birgt. Und was uns hauptsächlich darauf lenkte, die intimen Schönheiten der stillen kleinen Häuser wahrzunehmen, das war die Häßlichkeit der neben ihnen emporstehenden Zinskafernen: in solcher Nachbarschaft mußte der idyllische Zauber jener bescheidenen Bauten unfehlbar seine Wirkung üben. Im Hintergrunde einer fieberisch betriebenen, planlos bauenden, der Bodenspekulation als Opfer hingeworfenen Stadtentwicklung wurde der Puritanismus und der gute Wille der Unabnehmer deutlich sichtbar. Kurz: auch viele psychologische Motive haben ihren Anteil daran, daß sich die Zahl derer, die an stillen Sonntagnachmittagen zu den alten Ofner Häusern wallfahrten, von Tag zu Tag vermehrt. Und die verschlossenen Gäßchen der Festung, dahin sich der kühle Ton der Abgelockten aus der Wasserstadt aufschwingt, vernehmen immer häufiger die Schritte der

Bester Besucher. Früher stieg nur hie und da ein ausländischer Schwärmer die gewundenen, morschen Treppen empor. Diese Reisenden waren es, die an den überraschenden Treppenwendungen im Halbdunkel der Bogenwölbungen die Schönheit der Landschaft bewunderten. Dann erweckten die feinen altertümlichen Geschichten einiger begabter Belletristen die Jugend Patrizierhäuser. Und einige Maler stellten in den Blumengärtlein hier ihre Staffeleien auf, um die Idylle dieser Loggienhöfe festzuhalten. Und jetzt gehen schon Architekten hinüber, um die ehrlichen Arbeiten der alten Meister zu studieren, und eine der besten Bauschulen des Landes führte im vergangenen Sommer ihre Schüler nach Ofen, damit sie in gewissenhafter minutiöser Arbeit diese Häuser nachmessend abzeichneten. Ihr Lehrer Ernst Foerk hat jetzt die Ergebnisse dieser Arbeit unter dem Titel: Die bürgerlichen Wohnhäuser des alten Ofen und Pest veröffentlicht. So geben die täglich seltener werdenden, bald nur in Legenden zu findenden ehrlichen städtischen Bürgerhäuser die edlen Lehren ihrer Meister weiter an die junge Architektengeneration, damit auch in den neuen veränderten Verhältnissen das Beste der alten baukünstlerischen Elemente bewahrt werde und der immer mehr sich löckernde Faden der Tradition nicht ganz entzweireiße.

Die ästhetischen Werte dieser Häuser sind nicht etwa in ihren individuellen Schönheiten enthalten, sondern vielmehr in der Betonung der bewußten architektonischen Moral. Den Patrizierhäusern der Festung ist es deutlich auf die Stirne geschrieben, daß hier seit dem Ausgang des Mittelalters eine bürgerliche Kultur im Schatten der feudalen blühte. Und je stärker im Laufe der Jahrhunderte diese zweite ins Wanken geriet, um so offener und mutiger drückten die Bürger ihren kleinen Häusern das naive künstlerische Gepräge ihres Klassenbewußtseins auf. An den mittelalterlichen Häusern der Uri-, der Werböczi- und hauptsächlich der Orzágházgasse sind nicht die gotischen Bogenselber, die Akanthusfriese, die spitzbogigen Stülpfeiler die interessantesten

Elemente. Diese dokumentieren nur die Zeit und den Stil. Sehr interessant hingegen sind diejenigen Gebäudeteile, die uns von dem fünfhundertjährigen Leben erzählen. Die stillen Loreinfahrten mit ihren schön verteilten Nischen, wo die Mänke standen für die Blaudeckenden. Interessant sind die Mauereinschnitte, die wir an der Frontseite mancher Häuser finden, derengleichen wir oft an oberungarischen und siebenbürgischen Häusern sehen. Es sind dies Auslugen, daraus sich der Blick nach allen Burgtoren richten kann, bürgerliche Warttürme, aus denen geängstigte Kaufleute und Gewerbetreibende in stürmischen Zeitläuften Umschau hielten. Die an die Mauer sich schmiegenden geschlossenen Erker vertreten hier ein wirkungsvolles Schmuckelement der deutschen bürgerlichen Barockarchitektur.

Die meisten bürgerlichen Häuser in der Festung und am Fuße des Burghügels verkünden die klassizistischen Neigungen der ungarischen Stuhlrichterwelt. Das älteste bürgerliche Stadtviertel, die nach der Türkenzeit entstandenen Bauten des Taban und der Raikénstadt, ist der neueren Stadtregulierung zum Opfer gefallen. Die auf dem höheren Terrain noch erhaltenen Reste dokumentieren das edle Barock vom Ende des XVIII. Jahrhunderts und den aufblühenden Empirestil des vorigen Jahrhunderts. Es sind die Wohnstätten wackerer Bürgerdynastien, die aus dem theserianischen Wien Leichtfüßler und Grazie in die Guckeisengitter der Fenster verslochten und in der puritanischen Epoche des Kaisers Franz ihre Häuser mit dorischen und ionischen Säulenkapitälern aus Mörten verzierten. Biedere Kaufleute, die in ihren kleinen Häusern die architektonischen Verhältnisse und baulichen Elemente der Wiener aristokratischen Paläste oder der ostungarischen Edelsitze reduzierten und auch ein wenig degradierten. Neben den flammenden Urnen finden wir das Wahrzeichen des bürgerlichen Berufs: den Mohrenkopf mit dem Turban, als Embleme des Walnußhandels vielleicht. Der heutige Szarvasplatz, der mit seiner eigenartigen Form, seinen alten Häusern der Querschnitt eines Stadtbildes aus dem achtzehnten Jahr-

hundert ist, hat seinen Namen von dem Reliefbild eines alten Hauses erhalten: das Relief stellt einen Hirsch dar, neben dem wahrscheinlich eine Diana mit kleinstädtisch-griechischen Mäuren einhertritt. Tympanons, Empiregitter, mächtige Schlußsteine über den Haustoren, Türkenköpfe, Füllhörner, feine Blumengewinde, wundervolle Holzschneidereien an den schweren Eichentoren und ähnliche entzückende Details finden sich in verschwenderischer Fülle. Ein Fries über einem Haustor zeigt uns ein Lamm, von Löwen angegriffen, aber der biedere Steinmetz hat zu beiden Seiten des Bildes eine zur Feige geballte Faust angebracht, — offenbar um seinem persönlichen Gefühl allegorischen Ausdruck zu geben. Anderwärts erblicken wir nackte Amoretten, die Gärtner- und Winzerarbeit verrichten, mähend und an Reißfedern sich wärmend: lyrisch einfache Verkörperungen der vier Jahreszeiten in feinen, graziosen Allegorien. Einige Schritte weiter entdecken wir eine interessante Dachformation: die manfardenartige Anlage weist auf einen gitterversehnen, lustigen Dachboden, der wahrscheinlich zum Trocknen von Häuten diente. Die antiken Götter hielten gute Nachbarschaft mit dem Gerberhauswerk hier im alten Ofen.

Die Schönheit dieser Architektur liegt im Detailwerk, doch ihre Kraft wurzelt in der Logik, mit der der Architekt seine einfachen bürgerlichen Ziele in einer dem dürftigen Material gemäßen Weise im ganzen Aufbau des Hauses auszudrücken imstande war. Der erfreuliche Eindruck, den die biedermännische Offenheit der Fassaden erweckt, wird nur durch den intimen Reiz der Höfe noch überboten. Wie viel feine Effekte lassen sich hier lernen: die Arkadengänge, die ihre Schatten in die lauschige Stille des Hauses zeichnen, der ruhige Rhythmus des einfassenden Eisengitters und die gebogenen Verbindungsstämmen mit dem Mauerwerk, die von unseren modernen Architekten nicht selten nachgeahmt werden. Der einfache steinerne Brunnen, die Laube, die Art und Weise, wie sich die Silhouette einer Baumkrone über eine Mauer neigt. Wennaleich diese Baukunst der Mus-

fluß einer anderen Gesellschaftsordnung und anderer Lebensverhältnisse ist, so sind hier dennoch zahlreiche Werte, die sicherlich verdienen, daß die großstädtische Familienhausarchitektur sie bewahre.

Andererseits können beim Bau unserer Zinshäuser die alten Bürgerhäuser der Leopoldstadt als Ausgangspunkt der Tradition dienen. Die einigen wenigen alten Häuser in der Bálványgasse, Rádorgasse, Sasgasse, die der modernen Bauwelt nicht zum Opfer gefallen sind, erzählen von einer Zeit, da hier der Plan einer hygienischen, schönen, großangelegten und dennoch ruhigen Hauptstadt ans Licht trat. Im Rahmen der so geplanten Stadt war die Möglichkeit zur Entstehung einer City geboten, die ihrer Anlage und Gestaltung nach ein Musterbild europäischen Städtebaues hätte werden können: ein aus Florenz hierher gelangter großer Zukunftsträumer, der Palatin Erzherzog Josef hat durch die Gründung einer „Verschönerungskommission“ den Impuls zum Ausbau dieser weltstädtischen Konturen gegeben. Er hatte napoleonische Pläne, die das stille Dorf zur Großstadt erheben sollten. Sein Percier war ein genialer Baumeister: Josef Hild. Von seinen Stadtregulierungsplänen nicht zu sprechen — sie blieben größtenteils auf dem Papier —, genügt es, sein zum Tode verurteiltes Meisterwerk: das Blond-Palais mit der wundervollen antikisierenden Fassade und den großartigen Arkaden zu betrachten, um sich von der herrlichen Begabung dieses Baukünstlers zu überzeugen und klar zu sehen, wofür ein Beispiel er den zeitgenössischen und den folgenden Baumeistern gegeben hat. Michael Pollak, Franz Miks, später Stühler und Jbl waren die Verwirklicher seiner Ideen. Der bescheidene und dennoch geschmackvolle Charakter des aufblühenden Geschäftslebens, die zurückhaltende Bornehmheit der patriarchalischen Vermögensgründer ist den Gebäuden der erwähnten Architekten innen und außen deutlich aufgeprägt. Die geräumigen Höfe im gestreckten Biereck, die umgebenden Korridore, die klare und zweckentsprechende Gliederung, für Kontorräumlichkeiten und gute Privatwohnungen gleichermaßen geeignet. Der Architekt war kühl und streng, wenn er den Betrieb

berücksichtigte, ließ aber seinem gräzifizierenden Idealismus freien Lauf im Treppenhause. Es finden sich in diesen Häusern mit den klassizistischen Fassaden einige wirklich feine Treppenaufgänge mit wundervollen schlanken Säulen: bei manchen empfängt uns hinter dem Toreingang eine Kuppelwölbung mit kassettierter Decke, aus den Nischen der Seitenwände grüßen allegorische Statuen. Meistenteils sind es sanftlächelnde Frauengestalten in archaischer Haltung, von griechischen Gewändern umhüllt, die sich leise beleben, wenn das Licht der gußeisernen Kandelaber des Treppenhauses sie umspielt. Das Lächeln der Grazien war diesen biederen alten Handelsherrn nicht unwillkommen, deren Charakter — wenn man einst die Romantik der Pester City schildern wird — am klarsten sich diesen Häusern wird ablesen lassen.

Sicherlich reicht die Entstehung dieses kommerziellen Stadtteils viel weiter zurück, als wir das gemeinhin annehmen. Die Häuser verraten vieles, wenn wir ihre Fassaden mit Aufmerksamkeit betrachten. In der Deák-gasse steht ein großes altes Haus, über dessen Tor zwei turbantragende Türken das steinerne Monogramm des Hauseigentümers halten, darunter befindet sich ein Huldigungsgedicht an König Leopold, der die Türken vertrieben hat. So bewahren die alten Patrizierhäuser nicht nur wirtschafts- und kunstgeschichtliche, sondern auch politische Dokumente. Vor allem aber sozialpsychologische Daten. Wie so ganz anders sind die kleinen Patrizierhäuser der Festung mit ihrem die alten Edelfrage imitierenden Hochmut, als die Häuser der City, die an ihrer Außenseite das Gepräge des Wiener Akademismus tragen und im Innern Warenlager beherbergen. Wie sehr unterschieden sich die Kaufmannsdynastien der alten Leopoldstadt von den serbischen und makedonischen Händlern, die in der Innern Stadt lebten und dort für jede Nationalität ihre griechischen Kirchen errichten ließen. Oft kamen acht bis zehn Familien auf eine Kirche, und je kleiner die Gemeinden waren, desto mehr prozessierten und stritten sie untereinander. Am meisten freilich in der schönsten Kirche, der

von Jung, dem berühmten Pester Baumeister im XVIII. Jahrhundert, erbauten Kirche auf dem Petöfiploz, deren einstige reiche Fassade sich heute schal und ärmlich darstellt. (Ihre steinerne Balustrade, einst der Stolz der Pester Steinmetzenkunst, ist heute schon gänzlich verschwunden.) Hier in dieser Kirche gab es den meisten Zank und Streit, hier war es, wo sie in der Christnacht 1806 den guten Priester Hodióse Georgewitsch verprügelten, wobei die Gläubigen ihm auch seinen schönen, langen Bart ausrißen, wie dies in den Aufzeichnungen erzählt ist. Und die Sache trug sich wegen einer steinernen Taube zu, die den Eingang der Kirche schmückte und auch eine Krone im Schnabel hielt. Der Streit drehte sich um die Entfernung oder das Verbleiben der Taube, und es braucht nicht gesagt zu werden, daß es nicht die Aesthetik, sondern die Dogmatik war, die die Gemüter in solchen Aufruhr versetzte, daß auch jener schöne lange Bart als Opfer fallen mußte. Diese Patrizier hinterließen nicht viele Baudenkmäler in ihrem Viertel, und die schmalen dumpfen Häuschen haben dem heutigen Architekten kaum etwas zu sagen.

Wie denn unsere Baukünstler auch bei den übrigen Häusern der alten Schwesterhauptstadt in bezug auf Grundriß, Anordnung und konstruktive Eigenart nichts zu lernen finden. Die kleinbürgerliche Abgeschlossenheit, das an beiden Donaufern allmählich sich entfaltende Wirtschaftsleben haben längst anderen Lebensformen Platz gemacht. Andere Prinzipien und andere Materialien herrschen in unserer heutigen großstädtischen Baukunst. Ein wenig wollen wir uns auch von dem Wiener Akademismus der Bibbiena, Fischer und Silbebrand entfernen, von der klassizistischen Kunst, die der Architektur Pests im vergangenen Jahrhundert ein süßliches Gepräge gab. Doch neben den vielen bewahrenswerten Einzelschönheiten müßten unsere Architekten gewiß noch eines beherzigen: die Moral der bürgerlichen Baukunst, die in jenen Gebäuden ihre Bestimmung, ihr Material, die Armut und die Ehrlichkeit der Zeit mit logischer Kraft und Eindringlichkeit auszudrücken vermocht hat.